
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 274 Bydgoszcz/Bromberg, 1. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er wendete sich wieder seinen Briefen zu. Die Angelegenheit schien für ihn erledigt. Edith wartete noch einige Minuten, bevor sie schnell das Zimmer verließ. Sie ging in ihr Zimmer hinüber und setzte sich auf ihr Bett. Sie würden also morgen verreisen.

Warum sagte er nicht wohin? Warum behandelte er sie so, als hätte sie mit Annahme der Stellung sich ihm mit Haut und Haaren ausgeliefert? Ihre Koffer standen gepackt. Es gab nichts für sie zu tun. Plötzlich wurde das Zimmer zu eng, zu klein für sie. Sie fuhr mit dem Lift in die Halle hinunter, die um diese Zeit von Menschen aller Art wimmelte. Für eine halbe Stunde amüsierte es sie, in einem der bequemen Sessel zu sitzen und dem Getriebe zuzuschauen, den eleganten, schönen und stark geschminkten Frauen und ihren Kavalieren, die sie zum Tee oder Cocktail trafen. Aus einem anderen Raum drang die Musik einer ausgezeichneten Kapelle. Ein Mann kam plötzlich auf sie zu, verbeugte sich kurz und förmlich und sagte lachend: „Was für eine Überraschung, Sie hier zu treffen."

Edith sah erstaunt auf. Der Mann war groß, sehr schlank und vollendet angezogen. Er bewegte sich nachlässig und elegant und besaß ein intelligentes und faszinierendes Gesicht. Aber es war ein fremdes Gesicht, ein Gesicht, das sie nie gesehen hatte.

„Sie müssen sich irren", entgegnete Edith und richtete sich unwillkürlich ein wenig auf. „Bestimmt", wiederholte sie, „ich fürchte, Sie irren sich."

Der Mann schob den ihr zunächst stehenden leeren Stuhl näher an den ihren heran.

„Wirklich?" fragte er und lächelte, während er sich setzte. „Sind Sie Ihrer Sache so sicher? Erinnern Sie sich nicht an Monte Carlo, im Beach-Hotel?"

Edith schüttelte heftig den Kopf. Sie wußte nicht recht, sollte sie sitzenbleiben oder aufstehen, sie wußte nun, daß es nur ein Versuch war, sie anzusprechen und sie war zu jung und zu unsicher, um sich nicht zu genieren.

„Ich bin nie in Monte Carlo gewesen", sagte sie schroff und spielte nervös mit dem Verschluß ihrer Handtasche.

Der Mann sah sie an. Er hatte zwingende, dunkle zärtliche Augen und ein erstklassiges Gebiß.

„Nie", sagte Edith noch einmal.

„Dann tut es mir leid", sagte der Mann und erhob sich, halb aus seinem Sessel, „dann muß ich wirklich einen Fehler gemacht und Sie verwechselt haben. Aber wollen wir diesen kleinen Irrtum nicht wenigstens dazu benutzen, nun wirklich Bekanntschaft zu schließen?"

„Nein, danke", sagte Edith sehr höflich und sehr ängstlich und stand schnell auf. Aber der Mann, der jetzt amüsiert lächelte, war ebenso schnell wie sie. Er machte eine Bewegung, als wolle er sie festhalten, aber sie mußte sich geirrt haben, denn er hielt die Hände in den Hosentaschen vergraben und ging nur, seinen Schritt dem ihren anpassend, neben ihr her.

„Ich hoffe", sagte er, „Sie sind mir nicht böse. Sie erinnern mich wirklich an . . ."

Edith gelang es, an ihm vorbei auf die Straße zu fliehen.

Der Mann sah ihr nach. Er lächelte noch immer. Was für ein Kind, dachte er. Man sollte es nicht für möglich halten, daß es so etwas noch gibt. So scheu, so mädchenhaft, so unsicher und ängstlich. Als wenn ich sie fressen wollte.

Er trat zur Anmeldung und lehnte sich, noch immer lächelnd, gegen das Holz der Box.

„Portier", sagte er, „wer war die junge Dame im grauen Kostüm, jene, die eben das Hotel verließ? Ein Gast des Hotels oder . . ."

„Ein Fräulein Zylander", sagte der Portier, „sie kam . . ."

Aber der Mann hörte nicht mehr hin. Zylander, dachte er, Zylander. Aber natürlich. Zylander. Ein Plakat fiel ihm ein. Ein Bild. Zylander, die Nachtigall. Diese Ähnlichkeit! Erstaunlich! Wie alt mag die Kleine sein? Es mußte fast zwanzig Jahre her sein, seit er unbändig für Maria Zylander geschwärmt hatte.

„Schicken Sie eine recht schöne Orchidee", befahl er etwas später dem in Uniform gekleideten Mädchen am Blumenstand des Hotels, „eine besonders schöne Orchidee, hören Sie."

*

Oben in seinem Zimmer telephonierte indessen Michael Rauter, seit einigen Tagen Richard Miller, mit der Irrenanstalt.

Ammersfort war sofort am Apparat.

„Endlich", sagte er, „ich sorgte mich schon, daß ich so lange nichts von Ihnen hörte."

„Alles in Ordnung", erwiderte Rauter, „und hören Sie, Ammersfort, ich hätte Sie gern noch einmal gesehen und Ihnen auf Wiedersehen gesagt. Aber die Zeit ist zu knapp und ich habe auch keine besondere Lust herauszukommen . . . vielleicht", setzte er scherzend hinzu, „würden Sie mich dann doch wieder gleich dabehalten."

Er wurde plötzlich ernst und das spöttische bittere Lachen erstarb auf seinem Gesicht. „Ich habe mich nämlich entschlossen, doch zu fahren."

Ammersfort in seinem Privatzimmer der Irrenanstalt schreckte zusammen. „Das sollten Sie nicht tun", rief er hastig und aufgeregt. „Das sollten Sie unter keinen Umständen tun. Sie haben mir doch versprochen, unter keinen Umständen . . ."

„Hab' ich . . .", unterbrach ihn Rauter, „vielleicht haben Sie recht. Ich danke Ihnen für Ihre Sorge, Ammersfort. Sie hätten meinen Worten keinen Glauben schenken sollen. Was können Sie von einem Mann anderes erwarten? Ich bitte Sie."

„Michael", schrie Ammersfort. „Sie sind wahnsinnig. Sie dürfen es ganz einfach nicht tun. Sie gefährden . . ."

„Hören Sie", sagte Rauter und er sprach jetzt sehr ruhig und überlegt, „ich weiß, was Sie dachten, was Sie bezweckten. Sie glaubten, wenn ich erst frei bin und ein Jahr mein Leben lang wieder genossen habe, dann würde ich meinen Plan aufgeben, dann würde mir mein Leben und meine Freiheit zu viel wert sein, um sie zu riskieren. Vielleicht habe ich das auch manchmal gedacht, aber . . ."

Ammersfort tobte. Seine linke Hand zerquetschte vor Aufregung ein dünnes Reagenzglas. Er sah erstaunt, daß sein Zeigefinger heftig zu bluten begann.

„Ich lasse Sie wieder einsperren", schrie er. „Bei Gott, ich lasse es nicht zu. Ich hole Sie wieder, ich lasse Sie einsperren . . .

Rauter lachte. „Das wird nicht so leicht sein, Ammersfort", sagte er beschwichtigend und so als spreche er zu einem tobsüchtigen Kinde. „Wie wollen Sie mich finden, erstens, zweitens ich habe den Passierschein, Sie haben ihn selber ausgestellt, ich bin als geheilt entlassen. Sie würden Ihre eigene Laufbahn ruinieren . . ."

Auch Ammersfort wurde jetzt ruhiger. „Haben Sie nie davon gehört, daß als geheilt entlassene Kranke als rückfällig wieder eingeliefert werden?"

„Diesmal würde es lange dauern", erwiderte Rauter, „diesmal würde es nicht so schnell gehen, diesmal halte ich alle Waffen in meiner Hand. Gott verfluche meine Anständigkeit und Freundschaft, die mich Ihnen meine Pläne erzählen ließ."

Er hängte ab. Der Hörer fiel hart auf die Gabel. — Ammersfort in seinem Zimmer wartete noch eine ganze Weile, während er verzweifelt Rauters Namen in die Muschel brüllte. Der Mann war wirklich verrückt, wahnsinnig vor Haß.

Der Arzt lief aufgeregt in seinem Zimmer umher, sein blutender Finger beschmutzte den blütenweißen Kittel und hinterließ dunkle Spuren auf dem blank gebohnerten Linoleum. Allerhand Pläne durchschossen Ammersforts Kopf. Kabeln, Polizei, Warnungen. Was sollte er tun. Was konnte er tun? Er konnte doch nicht das Schicksal ganz einfach seinen Lauf nehmen lassen.

*

Mitten in der Nacht schlug Rauter plötzlich Ediths Paß auf und betrachtete die kleine ganz und gar nicht schmeichelhafte Photographie voller Entzücken. Edith war genau das Mädchen, das er brauchte. Jung, unerfahren und anscheinend ehrlich. Sie hatte sein Geld genommen und hatte sich wie befohlen die Dinge gekauft, die sie brauchte. Aber sie war nicht mit dem restlichen Geld durchgebrannt, wie er es mehr oder minder angenommen hatte, noch hatte sie alles ausgegeben. Das ließ ihn auf eine Mischung gesunder Vernunft schließen. Man würde sie nicht leicht bestechen können, dessen war er sicher, und sie kannte Menschen und Länder zu wenig, um die Verhältnisse beurteilen zu können, darum brauchte er keine Indiskretionen zu fürchten. Er starrte wieder auf das Bild und dann vergaß er Edith und dachte nur mehr an Carol, wie er fünf Jahre lang an Carol in vielen einsamen und zerquälten Nächten gedacht hatte. Immer hatte ihm Carol versichert, daß sie ihn liebe, daß sie alles tun würde, um ihm sein Leben schön zu machen. Daß sie ihm treu sein würde bis zum Tode und nie einen anderen Mann auch nur ansehen würde. Damals, vor fünf Jahren, war Carol gerade zwanzig Jahre alt gewesen, die schönste Debütantin des Jahres und Studentin an der Columbia-Universität. Sie hatten zu heiraten beschlossen, allen möglichen Schwierigkeiten zum Trotz, und dann war das Unglück geschehen. Er erinnerte sich an den Tag, wo sie ihn, der geschäftlich nach Europa mußte, ans Schiff brachte. In seiner Kabine hatten sie und unzählige Bekannte und Freunde den selber mitgebrachten Whisky getrunken. Und Carol war so unglücklich gewesen. „Nimm mich mit", hatte sie gesagt, „nimm mich mit, Michael. Sieh, du hast eine Zweibettkabine, laß mich ganz einfach hierbleiben, wenn die anderen vom Schiff gegen müssen. Wir heiraten unterwegs und machen gleich unsere Hochzeitsreise durch Europa. So sag doch ja, Michael. Drei Monate sind eine schrecklich lange Zeit. So vieles kann in drei Monaten geschehen, nimmt mich mit, als Talisman, Michael?"

Er hatte gelacht, hatte sie geneckt, sie gehänselt und sentimental und abergläubisch gescholten. Und doch hatte sie recht gehabt.

Und in den ganzen langen fünf Jahren hatte er nie von ihr gehört. Am Anfang natürlich, sie hatten sich Telegramme geschickt und lange Liebesbriefe geschrieben und sogar ein- oder zweimal miteinander über das große Wasser telephoniert. Und plötzlich schien alles wie nie gewesen. Plötzlich schien alles wie abgebrochen. Als ob es nie eine leidenschaftlich liebende junge Carol gegeben hätte, die ihm Treue geschworen. In tausenden von Nächten hatte er vergeblich sich vorzustellen versucht, was Carol machte. Wie sie alles aufgenommen hatte. Er sah die Titelzeilen großer Zeitungen vor sich, die man ihm in Wirklichkeit vorenthalten hatte, aber er kannte die amerikanische Presse und wußte, daß sein Fall, der Fall Michael Rauters, eine Sensation darstellte, die sich niemand entgehen lassen würde. Michael Rauter, der bekannte Großindustrielle, der Erbe einiger Millionen, verrückt geworden, in einer französischen Irrenanstalt nach einem Mordversuch eingesperrt. Arme kleine Carol. Arme süße kleine Carol. Was tat sie jetzt? War sie verheiratet, hatte sie Kinder, was für ein Leben mochte sie führen? Oder war Carol ihm treu geblieben? Hatte sie ihr Wort gehalten, keinen anderen Mann angeschaut? Hatte sie es abgelehnt, einen anderen Mann zu heiraten, mit einem anderen Menschen glücklich zu werden? Hatte sie lieber auf die Freuden ihres Geschlechtes verzichtet, ihr Studium beendet und war einsam geworden? Carol! Carol! Millionenmal hatte er versucht, sich ihre Zukunft vorzustellen. In zerquälten Träumen und grausamen Selbstgesprächen hatte er versucht, ihr alles zu erklären, hatte er sie gebeten, ihn nicht aufzugeben, ihm treu zu bleiben, auf ihn zu warten, bis eines Tages... ach, Carol... er würde sie wiedersehen, noch nicht, aber irgendwann, vielleicht auch schneller, als er jetzt glaubte... konnte man sich vorstellen, daß vielleicht, ganz vielleicht Carol noch frei war und wirklich auf ihn gewartet hatte...

Unruhig warf sich Rauter in seinem Bett herum. Wünschte er es? Ja und nein! Hatte Carol auf ihn gewartet, dann würde ihn ihr Benehmen zwingen, seine dunklen Pläne aufzugeben, sie zu belohnen und alles zu vermeiden, was sie unglücklich machen konnte... aber nein, nein... arme kleine Carol, sie durfte nicht ihr Wort gehalten haben, durfte ganz einfach nicht ihn jetzt mit offenen Armen empfangen, frei für ihn sein, denn er konnte doch nicht anders handeln, er mußte das tun, was er sich selbst versprochen und zur Pflicht gemacht hatte. Es gab keinen Ausweg für ihn, durfte keinen geben. Er hatte sich geschworen, über Leichen zu gehen, um sein Ziel zu erreichen, und niemand durfte ihn aufhalten, niemand durfte Rücksicht auf sie verlangen von ihm, der bereit war, alles, sich und sein ganzes Leben einzusetzen, zu opfern.

Er durfte nicht an Carol denken. Er mußte sie aus seinem Herzen reißen ... er legte Ediths Paß wieder in die Lade zurück, auch dieses Mädchen durfte er nicht berühren, er mußte sein Begehren bezwingen. Die erste Frau nach fünf Jahren, und das Blut sauste in seinem Kopf. Was konnte es ihr schaden, von einem Mann geliebt zu werden, für eine kurze Spanne Zeit begehrt zu werden . . . sie war so jung, sie würde es verwinden, sie würde andere Menschen treffen, andere Männer. Es war doch schließlich kein Verbrechen, ein Mann zu sein und ein Mädchen in seine Arme zu reißen und es zu küssen, es zur Frau zu machen. Ein paar schöne wilde Stunden nur, weder er noch sie würden es Liebe nennen, nur Freude, nur Lust am Leben, nur — Rauter atmete heftig. Sein unerlöstes Blut schrie. Er stand auf und ließ ein Schlafmittel in einem Schluck Wasser zerfallen.

Keine Bindungen, auch nicht die leiseste zarteste Bindung für ihn. Weder Edith, noch Karol. Weder Hoffnung noch Freude . . . nur das Ziel galt. Alles andere mußte neben ihm unwichtig sein.

(Fortsetzung folgt.)

Flucht ins Leben.

Erzählung von Gräfin Marie Keyserling.

Der junge Flieger-Ingenieur stand vor mir auf einer der hellen Straßen Tsingtaos; er war Russe und in der chinesischen Marine als Flieger angestellt. Wir wünschten einander guten Tag. Da sagte er mit einem bitteren Lächeln: „Ja, wenn ich an diesen Abend zurückdenke vor fünfzehn Jahren ... Damals war ich schon tot ... Es scheint mir recht sonderbar, hier vor Ihnen zu stehen.

Ich war gefangen von den Bolschewisten, dort, im Osten Sibiriens. Alle Grausamkeiten, allen Hunger, alle Entbehrungen hatte ich mitangesehen und erfahren. Am Tage vor Weihnachten sollten wir, die wir wie die Hunde im Gefängnis hockten, erschossen werden. Man führte uns über weite Schneeflächen. Wir waren ungefähr vierzig Mann. Es war sehr kalt, die strahlende sibirische Sonne goß glänzendes Gold auf die Ebene. Wir stapften mit den schweren Stiefeln durch den Schnee; ein eintöniger, dumpfer Schritt; hinter uns ging eine Abteilung Wache. Die Soldaten sprachen, rauchten und lachten. Über uns aber lag ein großes Schweigen. Eine solche Stumpfheit der Gesichter sah ich noch nie. Es war, als ob alles Leben schon entflohen wäre und ich inmitten eines Heeres von Toten schritt.

Ja, nun also ging es zu Ende. In solchen Augenblicken muß man rasch an alles denken, was man erlebt hat, an alles, was man liebt. Aber merkwürdig, — die Gedanken wollten nicht stehen bleiben, sie waren wie zertreten von den schweren, dumpfen Tritten im knisternden Schnee. Man fror nicht einmal so sehr bei dreißig Grad Réaumur. Alles was man Schreckliches erlebt hatte, war wie ausgewischt. Die Eltern — ach ja, wo waren sie? Irgendwo ein kleines, warmes Zimmer. Meine junge Frau — sie war in China sicher geborgen; doch ich konnte mir in diesem Augenblick kaum ihr Gesicht vorstellen. Man hatte immer ihre kleinen Füße bewundert ... An seine Sünden soll man vor dem Tode denken. Aber wo waren die? Ach, so gering schienen sie einem jetzt, als ob sie nie existiert hätten. Neben mir bewegte ein alter, bärtiger Mann mit einer klaffenden Wunde schräg über der Nase murmelnd die Lippen. Er betete. Einer der Wächter lief heran, schimpfte und schlug auf ihn ein ...

Dieses Vergnügen wird er nicht mehr lange haben, der Hund, dachte ich.

Auf einem Hügel am Walde war ein Maschinengewehr aufgestellt und einige Leute waren darum bemüht.

Wir wurden aufgestellt, immer zwei Schritt auseinander. Geduldig, selbstverständlich, wie zum Exerzieren, stellten wir uns hin. Aber der starke Frost hatte an dem Maschinengewehr etwas in Unordnung gebracht; unsere Wächter eilten hin, und nun klapperten und schimpften sie da oben und umstanden das eigensinnige Mordzeug. Sie waren sehr eifrig dabei und keiner sah sich nach uns um. Allmählich krochen auch wir herein, neugierig, zu erfahren, was los sei. Man fragte uns um Rat. „Wasja", schrie einer von den Wächtern, „du verstehst dich auf sowas ... Komm' mal ran!" Und „Ignatij, du hast eine geschickte Hand ..."

„O nein", sagte ein Gefangener und sein totes Gesicht wurde belebt und eifrig, „so muß das nicht gemacht werden ... Öl her! So ... und dann muß es auseinandergeschraubt werden."

Wir standen nun alle helfend und ratend um unsere Todeswaffe. Nicht einer unter uns dachte daran, zu fliehen, bis das Kommando „Fertig!" erscholl.

Geduldig, den Schnee von den Stiefeln klopfend, gingen wir auf unseren Platz zurück, fast gespannt, ob das Ding da oben nun wirklich funktionieren würde.

Die Sonne schien gerade in unsere Augen, wir mußten zur Seite sehen. Dann war es, als ob die Sonne wie ein harter Ball gegen meine Stirn flog ...

Es war Dämmerung, als ich mich aufrichtete. Rings um mich sah ich dunkle Menschenleiber, Blut ... Aber es herrschte eine eisige Stille. Ich wußte sofort, daß ich lebte, — fort war das Mordgewehr, die Mörder, die metallene, harte Sonne ... Ich tastete an mir herum, — meine Glieder waren heil. Plötzlich erfaßte mich ein solches Grauen vor dieser stummen Totenwelt, daß meine Kräfte wiederkehrten und ich die starren Füße aus dem Schnee zog, aufsprang und zu laufen begann. Nicht ein einziges Mal sah ich mich um. Ich lief und lief, fiel hin, lief weiter ...

Dort hinter dem Walde, noch acht Kilometer entfernt, war die koreanische Grenze, — die mußte ich erreichen, dort war ich sicher vor diesen Teufeln.

Ich lebe, ich lebe, sagte ich mir immer wieder und wischte das Blut meiner Kameraden von meinem Mantel. Also das war Sterben ...

Als ich aus dem Walde heraustrat, waren die blauen Hügel Koreas vor mir und darüber zündete sich Stern an Stern an ..."

Einsame in Hinterindien.

Weltreiseerlebnisse mit deutschen Landsleuten.

Von Ernst Hoferichter.

Auf dem Wege von Australien nach Hinterindien traf ich auf Java ein deutsches Wirtshaus, indes ich eher einen Vulkanausbruch, eine Riesenschlange oder ein Erdbeben erwartet hätte.

Oben an dem Holzhaus, das am Kanal von Batavia stand, las man „Bayerische Bierstube". Die Wände hatte der Wirt mit Postillonen, Hektoliterfässern und den Symbolen deutschen Durstes ausmalen lassen. Vor dem Eingang ziehen Rikschas, Tragküchen und japanische Prozessionen vorüber. Drinnen treffen sich zuweilen die deutschen Kaufleute und sehnen sich einen Augenblick nach heimatlicher Kühle und träumen von jener frischen Luft, die viele tausend Meilen weit um die deutschen Berge und Ebenen weht — und erst königlicher Luxus wird, wenn sie in Sehnsucht erlebt werden muß.

Jeder Schluck deutschen Bieres wird zu einem Gruß aus der nordischen Heimat, und tropfenweise schlürfen wir es mit der Zunge — —

Von diesem deutschen Wirtshaus weg ließen wir uns die urwaldgerahmte Küste Sumatras entlang schaukeln — der Exotik Hinterindiens entgegen. Der Kapitän des holländischen Dampfers war ein begeisterter Freund deutschen Geistes. Auf der Kommandobrücke lagen deutsche Philosophen ausgebreitet. Immer wieder mußte ich ihm von unseren Dichtern erzählen, ihm beachtenswerte Werke angeben — indes er sich mit der wuchtigen Schilderung eines tropischen Taifuns in den australischen Gewässern erkenntlich zeigte ...

So kamen wir in Singapore an. Eine Völkerschau aus vier Erdteilen wird zum drehenden Karussell. Farben und Gerüche fließen ineinander. Das Handgreifliche wird fern wie der Mond, und der einbrechende Reisende sinkt fast in Hypnose.

An der Ozeanpromenade steht zwischen Palmen eine gußeiserne Anlagebank. Im Rücken liegen der Asphalt und Zement des modernen Europäerviertels — und vor dem Blick nach dem Äquator zieht der Weltwasserverkehr Europa—Ostasien vorüber. Chinesische Dschunken und Ozeanriesen schwimmen wie Insekten und Flußpferde gegeneinander, und ich habe das Gefühl, daß ein mächtiger Luxusdampfer jeden Augenblick eine Bambusbarke — wie der Frosch die Mücke — schnappen könnte.

Die Bank ist tagsüber leer. Alles sitzt und liegt am schattigen Boden und kaut Nüsse. Aber am Abend, wenn die Höllenglut aus der Dampfluft sinkt, kommen Kindermädchen, kleine Angestellte und Kolonialsoldaten, um den Seewind wie eine Medizin einzuatmen.

An einem solchen Abend traf ich einen Landsmann, der an der Krankheit zum Quai litt. Immer trieb es ihn in die Nähe von abfahrenden Schiffen — und nur solche Dampfer, die nach Westen fuhren, packten sein Inwendiges. „Es ist wie Morphinismus ...", erzählte er von seinem Leiden, von seiner Krankheit der Ferne. Er stammt aus Mitteldeutschland, wanderte nach dem Kriege nach dem Osten aus, trieb sich von Hafen zu Hafen in hundert Formen des Elends und fand hier vor Wochen bei einer Exportfirma ein Gnadenbrot. Aber immer langte das sauer verdiente Geld nur für des Tages Not. Es ist zum Sterben zu viel und zur Heimfahrt, wie er mir erzählte, um Hunderte von Mark zu wenig.

Beim Verladen streichelt er die Teeballen, Kisten und Säcke, die so glücklich sind — in längstens wei Monaten auf

Bremer Boden zu stehen. Längst hat er es aufgegeben, Konsulate und Reedereien um freie Überfahrt zu überlaufen. Tarif und Fahrpreis grinsten ihm aus jedem Wort und Blick der Beamten und Agenten entgegen. Für diese Bitten ist ihm kein Schritt Hoffnung mehr. Seine Hoffnung erschöpft sich in Wachträumen am Quai. Wie einst in der Heimat jeder Hafen ein Tor ins Freie und Abenteuer war, so wird ihm jetzt hinter den Kulissen erlebter Romantik jede Bucht zu einer offenen Tür, durch die er in die wohlige Enge und Geborgenheit seiner Vaterstadt zurück entwischen könnte . . .

Der Deutsche kommt jeden Abend auf die Bank an der Beach Road. Zuweilen hat er Fieber, und dann glänzen seine Augen wie Bogenlampen auf nassem Asphalt. An solchen Tagen spricht er wenig. Sein Blick bohrt sich am Horizont fest. Und ich muß ihm von fallendem Schnee, Winternächten und knisternden Öfen erzählen. Längst haßt er die ewige Sonne, die nur Brand ist und aus Nadelstichen besteht. Zwischen den Polen eisiger Nacht und singender Kachelöfen — sieht er das große Glück sitzen.

„Tropen sind nichts als Hölle . . .", schimpft er vor sich hin und schluckt eine Chinintablette. Und dann zählt er mir alle unmöglichen Tollkühnheiten auf, die er vollbringen wollte — wenn er damit durch eine Rückfahrt in die Heimat belohnt würde.

Und dann kommt der Tag unserer Abfahrt. Wir haben selbst nicht mehr als die Rückfahrkarte, Insektenpulver und einige kleine Proben tropischer Erkrankungen. Noch einmal lassen wir all den hinterindischen Zauber vor den Augäpfeln kreisen, essen nur mehr die Früchte des Landes bis zum Überdruß — um aller späteren Sehnsucht vorzubeugen — und besuchen chinesische Küchen, Theater und Tempel — die letzten Zeichen des Ostens . . .

Der Deutsche steht noch am Quai, als das Fallreep hochgezogen wird. Rasch berührt er noch ein Tau des Schiffes — dann dreht er jäh um und rennt um die Biegung des Ladeschuppens, zurück in den Zauber der Exotik, der ihn längst anwidert.

Indes wir der Sonne nachfahren, die uns täglich im Auf- und Niedergang den Weg nach Westen beleuchtet.

Die Himmelsfuhre.

Skizze von Carola Ihlenburg.

Es war dunkel und kalt. Lauter eisige kleine Nadeln sausten durch die Luft, aber die Bahnhofsuhr sah aus wie manchmal im Sommer der Mond: groß und gelb.

Nr 1342 wartete nur noch den einen Zug ab, der kam immer 18 Uhr 10 an. Lemke hatte drei Pelerinen an, eine immer weiter als die andere, und schlief. Zwischendurch trank er lange Schlucke aus einer warmen Flasche. Die Schnur am Peitschstiel war angefroren, so kalt war es.

Liese stand so da, wie sie herausgefunden hatte, daß es bequem war: die vier Füße ziemlich dicht zusammen, und die Knie recht locker. Ja, so konnte man ganz gut stehen. Niemals hatte Liese sich hingelegt! Nur manchmal, neuerdings, war es merkwürdig: So ein Zittern in den Hinterfüßen, als ob man sich gern hinsetzen würde, so wie der Blindenhund an der Ecke immer saß. Aber es war nur eine Anwandlung, und Liese stemmte die Hufe gegen das Pflaster. Die Autos fuhren in Rudeln vorbei, aber um Nr. 1342 kümmerte sich niemand.

Liese schlief nicht, sie wartete mit gesenktem Kopf, und ihre Decken berührten fast die Erde, so locker machte sie die Knie. Wenn jetzt nur einer käme, um mit 1342 zu fahren, denn nun mußte Liese laufen, die Beine vertreten! Nun war es Zeit! . . .

Da kam der Zug an. Er donnerte in den Bahnhof, als ob mit Kanonen geschossen würde. Wie sich das anhört, wußte Liese, denn sie war im Kriege gewesen so gut wie ein Soldat. Und da war so eine Erinnerung dabei, an etwas Helles, Lustiges, an so ein blankes Gefühl von Leben, Laufen und Musik, und an einen großen Mann mit einer tiefen Stimme; das war nicht Lemke gewesen. Der Große war damals von Liese herab in den Sand gestürzt und einfach liegengeblieben.

Merkwürdig, daß er nun aus dem Bahnhof kam, ganz allein. Liese trat das Pflaster, schüttelte die Ohren und zog dem großen Mann um zwei ganze Schritte entgegen, worüber Lemke aufwachte. „Wohin, Herr?" fragte er so leise, daß Liese es kaum hören konnte. Dann nahm er die Decken ab. Der Große aber sah Liese an, nicht Lemke, und strich ihr so von oben nach unten über die Nase, wobei es der Liese ganz weit um die Augen wurde. Und manchmal klopfte er ihr den Hals, daß sie ein ganz festes, blankes Gefühl davon hatte.

Dann fuhren sie, zuerst in die helle Straße, wo ihnen lauter Kraftwagen entgegenkamen, das war unangenehm. Es schien aber, als ob nicht Lemke, sondern der große Mann die Zügel hielt und schnalzte, so kurz und zärtlich wie damals. Und Liese trabte hoch und fest, sie warf den Kopf auf und schnaubte ordentlich. Immer weiter ging es, rechts und links, und dann geradeaus. Klack, klack, klack, klack! Und die Räder machten so ein schnelles, leichtes Sausen, daß es sich famos anhörte und Liese sich in die Brust warf und in Galopp fiel.

Die Stadt hörte auf. Lauter Pferde kamen ihnen nun entgegen, mit fliegenden Mähnen und Springen und Wiehern. Die hatten große, feurige, schöne Augen und stürmten neben Liese her und legten ihr dabei die Köpfe über den Hals. Aber sie hatten alle kein Zaumzeug, und ihre langen Schweife fegten durch die Luft, die hell und lustig war, mit einem Schimmer wie von weiten, weiten Wiesen.

Immer noch hörte Liese über sich das kurze, zärtliche Schnalzen, aber die Droschke hatte sie verloren, als sie quer in die Wiesen sprang. So jagten sie dahin, Schulter an Schulter, daß der Boden dröhnte, zuletzt aber hatte Liese sie alle überholt . . .

Es hatte einen merkwürdigen Ruck gegeben, und Lemke mit den drei Pelerinen fuhr auf. Er sagte nichts, stieg zitternd vom Bock und nahm den größten Schluck seines Lebens aus der warmen Flasche . . . Leute, wie aus der Luft gefallen, umringten Nr. 1342, deren Pferd unter seinen Decken zwischen den Deichselstangen versunken und gestorben war.

Eine Frau weinte, und ihr Mann sagte, sie wäre hysterisch. Und die Leute nickten alle und sagten: „Ja, ja, so 'n armer Gaul . . . Die Zeiten sind vorbei . . ."

Was aber in Wahrheit mit Liese war, das wissen wir beide, du und ich!



Lustige Ecke



Telephonnachricht an den Taucher:



„Deine Frau hat eben angeläutet und gebeten, du möchtest ein paar Fische mitbringen für den Abendtisch!"

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.